

# Gas! / Fluch und Segen einer Urgewalt

Ein Wirklichkeitsbericht aus der Wunderwelt der Chemie / Von A. Paerzels

## Der Gastod lauert . . .

In hundertertel Gestalt schleicht er heran. Er geht um in den großen Maschinenfabriken der Fabriken, er liegt in den Kanalisationsgräben unter der Erde auf der Lauer, er strömt aus undichten Leitungen, er hüllt sich in Nebelschwaden . . .

Schon heute ist das Gas kein unheimliches, unbedenkliches, unberechenbares Etwas mehr: überall, wo der Mensch mit seinem Vorhandensein rechnen kann, ist er jetzt gefeit gegen diese Gefahren. Gegen jede Art von Gas gibt es einen Schutz.

Doch wehe denen, die sich ungeachtet diesem Feinde aussetzen . . .

## Explosion!

Am 10. Juni 1931 melden die Zeitungen:

„Das Neuroder Grubengebiet steht wieder im Zeichen der Trauer um sieben durch einen Kohlenäureausbruch ums Leben gekommene Bergleute. Dienstagabend, kurz vor 10 Uhr, wurde wie alljährlich im Nordfeld der Neuroder Ton- und Kohlenwerke geschossen. Die Bergschicht wurde zu diesem Zweck, wie es die bergpolizeiliche Vorschrift erfordert, hinter besondere Schließtüren zurückgezogen. Nach Ablauf der erforderlichen Zeit wurde unter Berücksichtigung der hierfür bestehenden Vorschriften durch eine Abteilung von vier Mannschaften unter Führung des Hilfsleiters Propfmeister die Schließtür geöffnet und das gaspregnete Feld betreten. Die Abteilung war noch nicht weit vorwärts gekommen, als sie von einem plötzlichen Kohlenäureausbruch überrascht wurde.“

Von diesen vier Personen ist auch nicht eine lebend wiedergekehrt. Von weiteren Bergleuten, die sich unmittelbar bei der Schließtür befanden, aber nicht zur Rettungsabteilung gehörten, wurden 3 Mann getötet. Das letzte Unglück dieser Art ereignete im Jahre 1925 und forderte fünf Tote.“

Seit jenem verhängnisvollen Ereignis in Neurode hat die Industrie Gasprüfgeräte zu konstruieren verstanden, die schon die geringste Annäherung von Kohlenäure sofort anzeigen und die Gefährdeten rechtzeitig warnen.

## Der Tod im Schacht

Nach wußte man nicht, daß giftiges Gas auch in jenen Schächten lauert, die zu Zwecken der Kanalisation sich unter den Städten hinziehen. In eine Kanalisationsgrube fiel ein Arbeiter, um eine Verstopfung des Abflusrohres zu beheben. Schon umlag ihn das Gas . . .

Kurze Zeit später fällt einem Jungen sein Ball beim Spiel in die offene Grube, an deren Fuß schon der tote Gasarbeiter liegt. Der Junge klettert rasch entschlossen hinab — er will seinen Ball wieder holen. Auch er wird ein Opfer des tödlichen Giftes.

Kaum, daß das Verschwinden bemerkt ist, eilt ein Rettungstrup herbei. Die Männer klettern in den Schacht, um die Verunglückten herauszuholen — noch ahnt ja niemand, welches Schicksal sie ereilt. Doch das unerlöschliche Gas faßt auch jene, die kamen zu retten. Insgesamt blieben fünf Menschen als Opfer an dieser Stelle zurück.

Seit diesem furchtbaren Ereignis wissen alle mit der Kanalisationsarbeit in Verbindung kommenden Personen und Jungen, welche neuen Gefahren hier unter der Erde lauert. Sie wissen auch, daß das Gas in dem Augenblick nichts mehr den Arbeitern anhaben kann, in dem diese mit Sauerstoffgeräten und Atemmasken geschützt in die Tiefe steigen.

Die Gefahren in den Kanalisationsgräben sind gebannt!

## Todesnebel an der Maas

Am 1. Dezember 1930 lag über großen Teilen Europas Nebel. Besonders dicht war er im Südwesten von Västlich, im Maastal, begrenzt durch jene Hügelketten, die sich sanft auf beiden Ufern des Flusses 50 bis 60 Meter erheben.

Der Nebel überstieg die Gipfel dieser Hügelketten nicht. Man konnte ihn vom Grat der Höhen aus wie ein ungeheures weißes Tuch überblicken, aus dem Bäume, Fabrikrohrsteine und Kirchdächer hervorragten.

Er blieb bis zum Nachmittag des 4. Dezember, verschwand dann, kam am Freitag, dem 5. wieder und löste sich endgültig am Sonntag, dem 7., auf.

Als die Sonne wieder durchbrach, fiel sie auf eine Landschaft, deren Menschen von panischem Schrecken ergriffen waren . . .

## Schon als die ersten Schwaden kamen

an jenem 1. Dezember, einem Montag — war es, als fielen die Natur in einen tiefen Schlummer. Die Blätter der Ritterspappel selbst, die auch noch leibhaftig Luftströmung registrieren, erstarrten, das Drehkreuz der Windmühle im Kugelloser schien festgenagelt, die Bögel verkrachten sich — kein Hauch mehr, kein Laut.

Die Haustiere rüdten ängstlich näher aneinander, und die Hundstunde lagen zusammengehauert auf der Schwelle, jeden Schritt des Herrn beobachtend. Ueber allem trugische Stille, Todesstille . . .

Kein Horizont mehr. Von allen Seiten ist man eingehüllt in dies ungreifbare Leidnetz. Die Menschen scheinen lebend vergraben in einer undurchdringlichen Flüssigkeit.

Als der Nebel bei den Anwohnern der Maas auch am zweiten Tage nicht verschwand, schienen selbst ihre Einbildungskraft und ihr Denken zu erstarren. Am Mittag des dritten Tages aber alarmierten sie die Kräfte . . .

Von überall rief man um Hilfe, die kleinen Dörfer, die abgelegenen Grundstücke jagten Boten in die Stadt, das Tele-

phon rasselte, wie ein tobendes Stöhnen klang der Schrei vom Tal der Maas:

## „Hilfe! Hilfe! — Wir ersticken im Nebel!“

Im ersten Augenblick meinten die Kräfte, es sei eine Maskeinfanghose, eine seelische Verwirrung, hervorgerufen durch den undurchdringlich lastenden Nebel. Ja gewiß, die Leute klagten über Prickeln in der Nase, im Mund, im Schlund, in den Luftröhren und Bronchien. Die Schleimhäute dieser Organe waren tatsächlich gerötet und geschwollen. Die Kranken fürchteten zu ersticken. Aber nichts außer dem schweren Nebel konnte von den Kräfte, die im Wagen herbeileiteten und rasch mit den Patienten wieder davonführten, festgestellt werden. Es war einfach ein Käufel, etwas vollkommen Unerklärliches.

Rasch füllten sich die Kliniken der umliegenden Ortschaften. Zu hundert brachle man die Bewohner des Maastales hierher. „Ich habe Feuer in der Brust!“, schrien sie: „Es ist, als ob man mir das Innere des Körpers verbrannt hätte!“, stöhnte ein Greis von 75 Jahren — „Wir brennen!“, „Wir verbrennen innerlich!“ so klang der Schrei aus dem Maastal. Und die Opfer preßten beide Hände gegen die verkrampfte Brust, ein furchtbarer Husten schüttelte sie, der Puls klopfte rasend, das Herz wehlte sich.

Eine 24 Stunden verstrichen waren, hatten 71 Bewohner des Maastales ihr Leben ausgehaucht.

Niemand wußte, wie es gekommen war. Von der Stunde an, da der Nebel wich, hörten die Erkrankten auf. Etwas Unfassbares war geschehen . . .

## Was aber war die Ursache dieses grausigen Sterbens?

Kaum, daß man die Opfer in ihren Helmdörfern befristet hatte, wurden hundertertel von Vermutungen laut. Die Schwärze des Mittelalters sei jäh wieder aufgeklammert, lagen einige namhafte Gelehrte. Meteorologische Institute sprachen die Vermutung aus, daß ein Sturm den Todesnebel von der Sahara herübergeweht habe, andere wieder wollten wissen, daß ein Ammoniakbehälter geplatzt sei. Doch all dies sind Hypothesen, die der entsetzlichen Wirklichkeit nicht standhalten — keine der zahl-

reichen Vermutungen, die logisch auslauchen, vermag dies furchtbare Geheimnis zu entziffern.

Die belgische Kammer entschloß sich endlich, eine Untersuchungskommission einzusetzen, aber ihre sehr sorgfältigen Arbeiten gehen nur langsam voran. Ueber ein Jahr verstreicht, ehe man wirklich Klarheit erlangt.

In der Sitzung der belgischen Kammer vom 7. Juli 1931 konnte der Minister endlich in einer Erklärung das Gesamt-ergebnis der Untersuchungen zusammenfassen. Er sagt:

„Während einiger Tage ist das Maastal oberhalb von Västlich von einem dichten Nebel bedeckt gewesen. Er überstieg in der Höhe die Gipfel der meisten Hügelketten, und da er sich kaum verteilte, sind die Rauche des Industriegebietes zusammengeballt geblieben, statt sich in der Atmosphäre zu zerstreuen. — Da alle Industriezweige in der Luft schwellige Säure verbreiten, die aus der Verbrennung von Kohle und aus anderen chemischen Vorgängen entsteht, muß man annehmen, daß es diese Abgase waren, die die zahlreichen Vergiftungserscheinungen hervorriefen und die für diese Todesfälle verantwortlich sind. — Es muß weiterhin bemerkt werden, daß die Verbrennung von Kohle im Hausbrandofen ebenfalls beträchtliche Mengen von schwelliger Säure erzeugt, die in die Atmosphäre geschickt werden.“

Dieser Erklärung muß jedoch folgendes hinzugefügt werden:

Es ist eine wissenschaftlich einwandfrei feststehende Tatsache, daß Industrieabgase allein derartige Unglücksfälle nicht hervorrufen können. Das Maastal ist eine besonders gesunde Gegend, und die Sterblichkeit ist keineswegs höher als in anderen Bezirken. Es war vielmehr die Verkettung einer Reihe von unglückseligen Umständen, durch die die Gase so furchtbare Opfer fordern konnten.

So waren drei meteorologische Bedingungen notwendig: eine schnelle Abkühlung, die von Frost begleitet war, dichter und absolut beständiger Nebel und völlige Windstille. — All dies trat im Maastal zusammen. So verteilte die Luft nicht die Abgase — sie saßen und komprimierte sie vielmehr, jagte sie in die Lungen der Bevölkerung — so bildeten sich jene

## Todesnebel von der Maas,

die in der Geschichte der großen Katastrophen immer furchtbares Beispiel bleiben werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Germanischer Totenglaube

## Neue Beweise für die Ehrfurcht vor den Verstorbenen

Die Grabhämmer und Urnenfelder aus germanischer Vorzeit, die der Spaten der Vorgeschichtsforscher heute auf deutschem Boden ausgräbt — erst vor einer Woche konnten wir über die Freilegung zweier germanischer (Burgunder-) Gräber bei Baugen berichten —, sind zahlreicher, mit mehr Aufwand von Kunst und Mühe hergerichtet, sprechen deutlicher von der Kultur der Vorzeit als die wenigen Reste und Spuren von den Wohnhäusern oder den Kampfschürzen der Lebenden. Die Toten müssen wichtiger, des Schutzes und der Ehrung würdiger erschienen sein als die Lebenden, deren Fädeln zwischen der bäuerlichen Arbeit des Alltags und dem Waffentum des Krieges angeordnet war.

Wie bei allen Völkern der Erde ist auch bei den Bewohnern des deutschen Bodens zur Urzeit ein Glaube an das Fortleben der Toten zu finden. Man wirft den Leichnam des Verstorbenen nicht einfach so weg wie ein ausgeleertes Wirtshaus. In irgendeiner Form wird dem Toten eine besondere Ehre zuteil, und die liebevollen Veranstaltungen der Totenehre — Grabhaus und Grabbeigaben — pflegen für die spätere Jahrestaufende zu Zeugen jenes Totenglaubens zu werden. Totenglaube und Totenehre sind auf deutschem Boden nach dem Ausweis der vorgeschichtlichen Forschungen viele Jahrtausende alt, älter als Ackerbau und Viehzucht, älter als die allerersten Anfänge römischer oder christlicher Einflüsse. Aber dieser Totenglaube scheint nicht ebenso lange auch Jenseitsglaube gewesen. Nicht einmal die Vorstellung von einem besonderen „Totenreich“ und einer besonderen Form des Fortlebens ist für die Anfänge nachzuweisen. Ja, bis in die spätesten Zeiten germanischen Heidentums hinein bleibt der Totenglaube unbestimmt und widerspruchsvoll, jedenfalls kein entschieden Jenseitsglaube.

In frühesten Zeiten scheint man sich das Fortleben der Toten ganz als leibliches Dasein vorgestellt zu haben, allerdings als leibliches Dasein geringerer Stärke: der Tote ist bloß und niedergeschlagen, er geht leise und schleppend. Aber er lebt doch jedenfalls mit Leib und Seele wie auch der Lebende lebte. Von einer Vorstellung, daß der Lebendige aus Leib und Seele zusammenbesteht und daß beide sich beim Tode trennen, ist kein sicheres Anzeichen zu gewinnen. Man hat den Leichnam oft in Ockererde bestattet, weil Rot die Farbe des Lebens ist. Und wenn man seine Toten nahe bei der Feuerstätte des Hauses begrub, so ist vielleicht die Absicht mitbestimmend gewesen, dem Erkaltenen neue Lebenswärme zu geben. Gegenstände des täglichen Gebrauchs, die man dem Toten mit ins Grab zu geben pflegte, waren Dinge, die gerade der Lebende verwendet: Spiele und Trank, Waffen und Schmuck, ja Spielgerät und Lieblingstiere. In einem der beiden Baugener Burgundergräber fand sich bekanntlich eine Spinnwirtel. All diesen Gewohnheiten scheint der Wunsch zugrunde zu liegen, daß der Verstorbene weiterleben möge, und der Glaube, daß er bei geeigneten Maßnahmen auch weiterleben könne. Der gleiche primitive Totenglaube gewinnt ein anderes Gesicht, wenn wir aus gewissen Maßnahmen schließen müssen, daß man vor dem Weiterleben und Fortwirken der Toten eine gewaltige Furcht und Angst hatte. Der gleiche Tote, der in seiner Mäßigkeit und Ausgezeichnetheit, in seinem Hunger, Durst

und Meid auf die Lebenden so bedauerenswert ist, gilt doch zugleich als besonders gefährlich, als übermenschlicher Kraftentfaltung fähig. So hat man denn Verleihen gefunden, die nicht bloß in hodierner Stellung begraben, sondern denen auch die gewalttätig gebogenen Glieder mit Stricken festgebunden oder mit Steinen beschwert waren. Man fürchtete das „Umgehen“ des Toten und wollte ihn so ans Grab fesseln. Wenn man dem Verstorbenen den Kopf vom Rumpfe trennte, so mag eine ähnliche Sorge mitgespielt haben. Denn wir wissen noch aus christlich-mittelalterlicher Zeit von dem Glauben an „Wiedergänger“, und daß man solche Personen, von denen man Schaden erwartete, in ähnlicher Weise im Grabe verstümmelt hat.

Wie nach dem Glauben jener Zeit keine Seele sich im Tode vom Leibe trennt, sondern der ganze Mensch fortlebt und fortwirkt, so kannte man auch kein absonderliches, allgemeines Totenreich. Sondern der Tote hauchte am gleichen Orte wie die Lebenden. Und wenn er etwa im Meere ertrunken ist, so mag er wohl als Seehund „wiedergänglich“ werden zum Schrecken der Seefahrer. Für die Zeit dieser Vorstellung von einem leiblichen Fortleben der Verstorbenen ist es belanglos, ob man die Leichen im Baumfarg oder in freier Erde begrub, ob man den Sarg oder den nackten Leichnam in kleinen Steinhäusern oder im Erdboden oder im Moor und Sumpf oder in jenen riesigen Steinhäusern begrub, die der Volksglaube als „Nissenstuben“ und „Hünengräber“ anspricht. Diese riesigen Grabhämmer waren allerdings nicht Gräber eines einzelnen, sondern ganzer Sippen und Geschlechter. Jene Unterschiede der Bestattung mögen zusammensallen mit der Grenze zwischen verschiedenen Kulturen, Rassen, Völkern, die sich damals in den deutschen und europäischen Boden teilten. Der Totenglaube wird doch weithin ein und derselbe gewesen sein. Man hat aus gewissen Eigentümlichkeiten in der Bauart dieser Grabhämmer und Steinfänge schließen wollen, daß man ein Loch in der Steinhülle als einen Ausfluch für die Seele, einen langen engen Gang aus der Grabstube als Ausweg für den Geist des Toten gedacht habe. Aber das ist allzu unsichere Deutung. Am wahrscheinlichsten ist doch diese, daß man bei aller Bestimmtheit der Ueberzeugung, daß der Tote weiterlebt, keine feste Vorstellung besaß, wie er weiterlebe, und insbesondere nicht an eine Trennung von Leib und Seele dachte.

Das wird offenbar anders, als im 2. vordrillischen Jahrtausend an die Stelle der Erdbestattung die Verbrennung tritt. Es ist zwar früher bloß in populären und weltanschaulich im Kampfe gegen das Christentum stehenden Broschüren davon die Rede gewesen, daß der neuen Seite der Feuerbestattung eine geläuterte Vorstellung vom Jenseits zugrunde liege. Und man hat von christlicher Seite her versucht, das Gegenteil nachzuweisen, Vergrößerung und Entartung des Totenglaubens, Verstärkung der Wiedergängerburcht, und das alles als die Folge eines Einbruchs artfremder, jüdischer, wahrscheinlich semitischer Vorstellungen. Bei diesem Streit um die „eigentliche“ Bestattungsform spielt aber die Leidenschaft des Kampfes sicher eine größere Rolle als das Gewicht der Wahrheit und der sicher nachzuweisenden Tatsachen. Es steht fest, daß die nordische Kultur, jene Kultur, die als die eigentliche und ursprüngliche germanische Kultur zu gelten hat, zunächst nur das Erdbestattung kennt, und daß sie erst auf dem Wege ihrer Ausbreitung in Mitteleuropa die Sitte der Verbrennung aufnimmt. Dann aber wird auch die nordische Völkergemeinschaft geradezu zum Vortrupp der neuen Sitte, und wo A. V. in Süddeutschland in jenen Jahrhunderten Leichenbrand als Keuerung auftritt, da ist das geradezu ein Zeichen für die nordische Einwanderung. Nicht im eigentlich germanisch-nordischen Kreis, wohl aber auf deutschem Boden überhaupt (A. V. im Ostlichen) hat es schon im 3. und 4. Jahrtausend Leichenverbrennung gegeben, und diese Sitte dürfte eher von Westen als vom Osten hergekommen sein und ganz gewiß nichts mit semitischen Einflüssen zu tun haben. Man sollte für das Aufkommen der Brandstätt — wie für so manchen anderen Formwandel in der vorgeschichtlichen Welt — nicht um jeden Preis die tiefsten weltanschaulichen Gründe als ausschlaggebend bemühen, sondern zugeben, daß auch der Zufall bei der Entstehung und eine blinde Mode bei der Verbreitung, vielleicht auch rein praktische hygienische Gründe, für die Annahme der neuen Sitte der Feuerbestattung bestimmend waren. Die Wissenschaft hat manigfaltigen Raum gerade für solche Motive gelassen. Wenn aber schon einmal ein tieferer weltanschaulicher Wandel für den Uebergang vom Erdbestattung zur Verbrennung mitverantwortlich gemacht werden soll, so dürfte die folgende Theorie heute am wahrscheinlichsten sein, die jetzt nicht mehr von weltanschaulichen Kampfbroschüren und Propagandadriften, sondern von den gewissenhaftesten Forschern vertreten wird: es

## Dienstgebäude der Reichshanzlei in Berchtesgaden fertiggestellt

Das auf Weisung des Führers erbaute Dienstgebäude der Reichshanzlei in Berchtesgaden ist nunmehr fertiggestellt. Der Staatssekretär und Chef der Reichshanzlei, Dr. Lammer, ist in diesen Tagen in das neue Gebäude eingezogen und hat dort für die Zeit des Aufenthaltes des Führers in Berchtesgaden den Dienstbetrieb aufgenommen.

(Weitbild, Zander-M.)

